

Hommage an das Aufbrechen

Die Hamburger Schriftstellerin Julia
Jessen hat mit „Die Architektur des
Knotens“ einen fulminanten
Liebes- wie Trennungsroman geschrieben.
Weil beides nun mal zusammengehört

Von Frank Keil

Wenn Julia Jessen von ihrer Hel-
din und ihrem Helden erzählt,
wenn sie noch einmal eintaucht
in die Welt, die sie gut 730 Tage
beschäftigt hat, in ihrer Küche,
irgendwo im noch mäßig an-
gesagten Hamburger Stadtteil
Barmbek-Süd, schwankt sie zwi-
schen Nähe und Distanz. Dann
sagt sie Sätze wie: „Eigentlich
kann ich gar nichts über das
Buch sagen, ich bin da viel zu
sehr drin.“ Um im nächsten Mo-
ment über ihre Helden zu spre-
chen, als seien sie enge Freunde,
mindestens gute Nachbarn, die
jederzeit neben ihr sitzen und
ebenfalls ein Croissant essen
könnten.

Man kann es sich leicht ma-
chen und ihren neuen Roman
„Die Architektur des Knotens“
als klassisches Midlife-Crisis-
Epos lesen: Yvonne und Jonas,
beide noch gerade so in den
30ern; zwei Jungs, Mika und
John; eine geräumige Wohnung,
eine Treppe führt nach oben,
es gibt ein großes Bett. Grund-
schullehrerin ist sie, er Physio-
therapeut mit eigener Praxis,
und das Geld stimmt. Und dann
beginnt die Frau eine Affäre, ein-
fach so. Wobei – das ist schon et-
was komplizierter und genauso
auch nicht. Denn irgendwas ist
los mit ihr, da brodeln etwas und
gärt, da ist dieser tiefe Wunsch,
etwas kaputtzuschlagen, ein-
fach so. Nur warum? Es ist doch
alles in Ordnung.

Fakt ist: Auf Seite 140 folgt
Yvonne, angetrunken, aber Frau
ihrer Sinne, einem jüngeren
Mann, dem der Schriftzug „Day
and Night“ den Arm verziert, da-
bei wollte er sich seinerzeit gar
nicht tätowieren lassen. Wenig
später weiß Jonas Bescheid,
weil Yvonne ihm erzählt, was
passiert ist. Er bleibt zurück, sie
geht ins Hotel. Was soll nun ge-
schehen? Yvonne hat keine Ant-
wort, sie weiß keine Lösung. Sie
weiß nur, dass es so ist, wie es ist.

Wie heikel eine solche Liebes-
anordnung ist, welche Emotio-
nen sie befeuert, erfährt Julia
Jessen derzeit auf ihren Lesun-
gen. „Mir wird dann fast vorge-
halten, dass die beiden nicht
miteinander reden; schnell fällt
dann auch das Stichwort Paar-
therapie“, erzählt sie. „Eine Paar-
therapie, das maße ich mir mal
jetzt an, hätte dem Paar nicht ge-
holfen.“ Sie sagt: „Das Problem
ist: Wenn man sich selbst in-
nerhalb des Systems befindet,
Teil davon ist, kommt man nur
schwer aus dem System heraus,
und sei es auch nur gedanklich.“

Dabei verweigert sich Julia
Jessens Roman mit Verve je-

der vorschnellen geschlechter-
politischen Zuordnung: „Zu sa-
gen, jetzt können die Frauen
auch mal gehen und nicht nur
die Männer, ist überhaupt nicht
mein Punkt“, sagt sie. Ihr geht es
um die Erkundung einer tiefen
Erschütterung, der, hat sie sich
ereignet, nachgegangen werden
muss: „Yvonne beschreitet einen
Weg, von dem sie nicht weiß, wo-
hin er führt und der keinen Bei-
fall findet.“

Zugleich erzählt Jessen so
kundig wie intuitiv von den täg-
lichen Verwerfungen, von den rat-
und hilflosen Reaktionen
aus Yvannes und Jonas’ Freun-
deswelt und wie sie zwischen
Existenz und Alltag switcht, das
sorgt auch für viel Humor bis
Komik. Und sie erzählt: „Mir fällt
gerade ein: Mein Ex-Mann hat
einen Freund, von dem sich die
Frau getrennt hatte, es war ganz
dramatisch; und dann sind die
beiden Männer zusammen mit

Da brodeln etwas, da
ist dieser tiefe
Wunsch, etwas
kaputtzuschlagen,
einfach so. Nur
warum? Es ist doch
alles in Ordnung

anderen Freunden weggefa-
hren, und als er wieder zu Hause
war, habe ich natürlich gefragt:
Und? Was hat er erzählt? Und er:
Ach, wir sind da gar nicht dazu
gekommen, darüber zu reden.
Und wieder ich: Wie? Ihr seid
nicht dazu gekommen? Das
spricht man doch an!“ Und sie
lacht herzlich und macht erst
mal einen Kaffee.

„Die Architektur des Kno-
tens“ ist Julia Jessens zweiter
Roman. Für ihr Debüt „Alles
wird hell“ war sie für den Mi-
chael-Kühne-Preis nominiert,
der beim Harbour-Front-Lite-
raturfestival vergeben wurde.
Sie kam über einen Umweg zum
Schreiben: „Ich bin ein sehr gro-
ßer Kopfmensch, komme aus ei-
ner schreibenden Kopffamilie
und habe als junger Mensch ge-
dacht: Das muss doch auch an-
ders gehen; man kann doch das,
was einen bewegt, auch anders
sichtbar machen.“ Und so wird
sie Schauspielerin; ist in Film
und Fernsehen zu sehen, spielt
Theater, gründet das Kurswerk
als Stätte für Schauspielunter-
richt. Bis dann doch das Schrei-
ben sich meldet, die Oberhand

gewinnt und sie der Schauspie-
lerei adé sagt, wobei sie ihrer
Schauspielerinnenherkunft ver-
bunden bleibt: „Ich habe Impro-
visation gelernt, und wenn ich
eine Szene brauche, baue ich die
nicht wie nach einem Bauplan
aus, sondern gehe hinein – oft
entsteht dann Dialog.“ Sie sagt:
„Es geht mir in den Szenen nicht
darum, etwas zu erklären, son-
dern etwas sichtbar zu machen.“
Und von hier aus sei es wieder
um ein kurzer Weg zum Schau-
spielen: „Wenn ein Schauspieler
seine Figur erklärt, ist das im-
mer gruselig. Er sollte sie ein-
fach handeln lassen.“

„Wir sind gehalten und auch
gefangen“, sagt Jessen wie ne-
benher, setzt sich, mit einem
Becher frischen Kaffees in der
Hand. Und ist gedanklich wie-
der in der Durcheinander-Welt
ihres Heldenpaares angekom-
men: „Es ist nie das Was, son-
dern das Wie. Also: Ich kann je-
manden betrügen und es ist der
Verrat, und ich kann mit einem
anderen schlafen und es kann
meine Ehe retten. Das weiß je-
der für sich – die Sache an sich
ist es nicht.“ Sie sagt mit fester
Stimme: „Das soll mir niemand
sagen, dass er das nicht kennt.“

Ihr Buch ist auch eine Hom-
mage an das Aufbrechen, an
das Durcheinander und an die
Chancen, die darin liegen. Denn
auch Jonas, der überraschte,
der ratlose, der vielleicht auch
zunächst übertölpelte Mann,
wird auf ganz eigene Weise he-
rausfinden aus dieser Situation,
für die er genauso wenig kann
wie seine Frau, die nun nicht
mehr seine Frau ist. „Er muss
seinen Stolz und seine Wut in
den Griff kriegen und akzeptie-
ren, er sieht ja auch ihre Not“,
sagt Jessen. Die in ihrem neuen
Buch auch die Frage stellt, was
es denn mit dem Ideal der ein-
deutigen Liebe, der unbeding-
ten Treue auf sich hat: „Ich höre
dann oft: Ach, offene Beziehun-
gen, das funktioniert doch nicht.
Aber das andere funktioniert ja
auch nicht“, lacht sie. Denn wer-
den nicht am Ende die Hälfte al-
ler Ehen geschieden? Und nicht
sogar mehr als das?

Von der Macht des Chaos, der
Offenheit, auch von der Kraft
der Kunst erzählt zudem ihr
Roman. Es geht zwischendurch
nach Dänemark, auch nach Sylt.
Ein Kind wird getauft, ein Paar
heiratet, eine Beerdigung muss
ausgerichtet werden; eine Ga-
lerie wird immer mal wieder
betreten, wo ein Bild mit dem
Titel „Eva hysterisch“ hängt:
Eine Frau steht in einem Gar-

ten, drumherum Reste von Mö-
beln. Zu erwerben für den stol-
zen Preis von 3.900 Euro, uner-
schwinglich für eine Frau wie
Yvonne, die nur bedingt bis gar
nicht weiß, wie es weitergeht –
wobei auch hier nicht das letzte
Wort gesprochen ist.

„Ich muss mit der Zeit, die
ich zum Schreiben habe, sehr
sorgsam und diszipliniert um-
gehen, und ich schreibe, wann
immer es geht, mal abgesehen
davon, dass ich zwischendurch
noch Geld verdienen muss“,
wechselt Jessen erzählend in ih-
ren Alltag, sie meint damit die
Zeit zwischen kurz nach neun
Uhr und kurz nach 13 Uhr. Was
nicht immer einfach sei: Ganz
bei ihren Helden und genauso
für ihre beiden Kinder da sein:
„Manchmal springe ich auf, su-
che einen Zettel, suche einen
Stift, und meine Kinder sagen
dann: Mama muss nur noch ei-
nen Gedanken aufschreiben.“
Und dann geht das Familienle-
ben wieder weiter. Also müsste
sie eigentlich Kurzgeschichten
schreiben, aus Effektivitäts-
gründen, aber so lässt sich das
Schreiben nicht rechnen. Sie
sagt: „Ein Roman ist eigentlich
Irrsinn.“

„Ich hätte längst mit dem
neuen Buch anfangen müssen“,
sagt sie noch. Aber dann schaue
sie sich dabei zu, wie sie abends
auf dem Sofa sitzt und Netflix-
Serien schaut. Auch weil sie
weiß, das wird schon: „Ich mag
es, Zeit zu schinden, weil wenn
ich ins Schreiben einsteige – und
ich werde einsteigen – dann bin
ich wieder drin und komme die
nächsten zwei Jahre nicht raus
aus der Sache.“

Worum es inhaltlich gehen
soll, muss naturgemäß offen
bleiben. Auffällig ist nur, dass
recht viele Magazine in ihrer
Wohnung aufgeschlagen her-
umliegen, die sich historischen
Epochen, Glaubensfragen und
auch Religionsgeschichte wid-
men. Und Jessen erzählt: „Neu-
lich hat meine Tochter in einer
der Zeitschriften eine Jesus-
Abbildung betrachtet, so sacht
über das Papier gestreichelt und
gesagt: ‚Armer, armer Jesus.‘“ Sie
lacht und sagt: „Vielleicht sollte
ich hier nicht so viele gekreuz-
igte Männer rumliegen las-
sen.“

Buch: Julia Jessen, „Die
Architektur des Knotens“;
Kunstmann, 432 Seiten, 24 Euro

Lesung: 6. Juni, 20 Uhr,
Wortpicknick, Musikpavillon im
Park Planten un Blumen,



Julia Jessen:
Stellt das Ideal
der eindeuti-
gen Liebe und
unbedingten
Treue infrage
Foto: Miguel
Ferraz



Foto: Omar Alahare

Ismail Ismail,
pendelt
zwischen
Lüneburg,
Oldenburg
und Hanno-
ver, wo er
sich auf sein
Studium
vorbereitet.
Was ihm
unterwegs
widerfährt
und wem er
begegnet,
schreibt er
hier auf.

Ismail Ismail
Im Augenblick

*Im Wendland zeigt
sich, dass Widerstand
neues Leben
bedeutet*

Jedes Jahr in dieser Zeit besuchen die
Menschen die kulturelle Landpartie
im niedersächsischen Wendland. Vor-
letztes Jahr war ich mit Freund*innen
und unseren Fahrrädern zum ersten Mal da.
Die Zugfahrt mit vielen Familien und deren
Kindern war sehr entspannt, das Wetter herr-
lich. Die Natur war komplett grün bekleidet.
Ausgangspunkt unserer Fahrradtour war Hitz-
acker. Dort haben wir mit anderen Besuchern
aus Lehm Figuren gebastelt. „So kann man die
Erde spüren“, meinte der Mann, der fürs Lehm-
Projekt zuständig war.

In einem anderen Dorf haben wir Eselreiter
beim Wettrennen beobachtet, im nächsten ei-
nen Abstecher in eine Brauerei gemacht: Ein
schönes Gefühl ist es, Bier zu trinken, zu des-
sen Herstellung man selbst beigetragen hat.
Ein Dorf nach dem anderen, ein Erlebnis nach
dem anderen, eine Spezialität nach der ande-
ren, so ging unsere Tour, bis wir schließlich
in Gorleben angekommen waren. Dort haben
wir etwas zu Essen gekriegt und dabei Live-Mu-
sik gehört. Weil ich mich auf unserer Tour da-
ran gewöhnt hatte, wollte ich dann wissen, was
denn die Spezialität von Gorleben ist?

Die Antwort war: Atommüll.
Anders als Eselreiten, Bierbrauen oder Bo-
genschießen möchte man von dieser Speziali-
tät weglaufen. Die Gorlebener können das aber
nicht. Das ist ja ihr Zuhause.

Vor über 40 Jahren hatte der damalige christ-
demokratische Ministerpräsident Ernst Al-
brecht die Entscheidung getroffen, in Gorle-
ben ein Entsorgungszentrum für Atommüll zu
errichten. Ob der Salzstock in Gorleben dafür
geeignet ist, war schon zuvor unter den Wissen-
schaftlern umstritten gewesen, genau wie der
Einsatz von Atomkraft zur Energiegewinnung.

Weil ich mich auf unserer Tour
daran gewöhnt hatte, wollte
ich dann wissen, was denn die
Spezialität von Gorleben ist?
Die Antwort war: Atommüll

Aber die Entscheidung wurde, wie viele
andere, trotzdem getroffen. Um zu verste-
hen, wieso Gorleben, hilft vielleicht dieser
Ausschnitt aus der taz: „Der – inzwischen ge-
storbene – Geologieprofessor Gerd Lüttig er-
innerte sich in einem taz-Gespräch an eine
Sitzung, in der Albrecht gesagt habe: ‚Jetzt ha-
ben wir dieses Morsleben direkt an der Zonen-
grenze. Wenn das mal absäuft, dann haben wir
im Helmstedter Raum die verseuchten Wässer.
Ich möchte jetzt die Ostzonalen mal richtig är-
gern, nehmen wir Gorleben als Gegengewicht.
Mal sehen, was herauskommt.‘“

Wäre das damals der eigentliche Grund für
die Standortentscheidung gewesen? Aber wenn
Albrecht auf diese grausame Weise gedacht ha-
ben sollte, warum bleibt das Entsorgungszen-
trum auch nach der Wiedervereinigung in Be-
trieb?

Es lässt sich etwa so verstehen, dass die Re-
gierungen nach Albrecht, der ja inzwischen
auch schon gestorben ist, einfach weiter ma-
chen, was ihre Vorgänger geplant haben, ge-
rade, wenn dagegen so heftig protestiert wird
und ohne sich zu fragen, ob diese Entscheidung
vernünftig war. Sondern weil sie einst getrof-
fen worden ist. Also aus Prinzip.

Allerdings hat sich dabei gezeigt, dass Wi-
derstand Leben ist, neues Leben: In jedem Dorf
im Wendland kann man auch heute diese Le-
bendigkeit sehen und spüren. Ich habe noch
nie so viele politisch aktive Menschen auf ei-
nem Ort gesehen. Menschen, die Freude an ih-
rer Arbeit hatten.

Vor allem ist diese neue Lebendigkeit anste-
ckend: Ich bin hingefahren, um ein bisschen
Spaß zu haben. Mein Freund hatte gehofft,
schöne Motive fürs Fotografieren zu finden.
Wir hatten aber beide nicht daran gedacht,
dass wir nach dieser Tour darauf achten wür-
den, welche Produkte wir kaufen oder welches
Bier wir trinken, dass wir uns Tage lang danach
mit der Tierhaltung in Deutschland beschäfti-
gen, dass wir die Dörfer hier grundsätzlich an-
deres sehen würden.

Im Zug zurück nach Hause waren wieder
viele Familien dabei. Deren Kinder hatten
diesmal einen Sticker dabei – mit dem Motto:
Atomkraft? Nein danke!